

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Sturmfahrten auf Jungfrau (4166 m) und Gross-Fiescherhorn (4049 m)
Autor: Falke, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sturmwochen. Nach Federzeichnung von Fritz Voit, Basel-München.

Sturmfahrten*)

Nachdruck verboten.

auf Jungfrau (4166 m) und Groß-Fiescherhorn (4049 m).

Von Konrad Falke, Zürich.

Der 29. Juli 1907 steht auf der Jungfraubahn regstes Leben. Zug für Zug leucht vollbesetzt über die heiße Wengernalp und gibt die buntwimmelnde Menschenfracht den eleganten elektrischen Wagen ab, die rauch- und geräuschlos ins Reich des ewigen Schnees emporgleiten. Die meisten Fahrgäste haben Karten bis Station Eismeer gelöst, und hier herrscht weit über die Mittagsstunde hinaus ein fröhlicher Betrieb.

Das Restaurant ist fortwährend gut besucht; in den Galerien drängt sich das Publikum. Von allen Seiten, bald zerrissen, bald sanft gewölbt niederliezend, vereinigen sich die Gletscher in dem Kessel des Fiescherfirns; flimmernde Nachmittagssonne ruht darauf; wie durch Silberduft startet von drüben das rötliche Felsschloß des Schreckhorns, von einem lockenden Zauber umgeben. Gegen Abend kommen sie an, die Touristen und Führer, die sich in diese wie ein Bild vor einem liegende Hochgebirgswelt zu mutigstem Erleben hineinbegeben wollen; eine Partie nach der andern stößt nach der Berglhütte ab, auf ihrem Gang durch die gebannten Wogen des Eismeers von den Zurückbleibenden mit dem Zeißfernrohr beobachtet.

Das Ziel der meisten ist die Jungfrau; wie könnte

*) Ein Kapitel aus dem Buche „Im Banne der Jungfrau“, das reich illustriert auf Weihnachten bei Käfer & Cie. in Zürich erscheint.

es anders sein, jetzt, wo der Zugang in ihr Reich so leicht geworden! Und steht da nicht ein kleines Mädchen mit rotem Hut, darunter die Schneibrille auf der Stirn, warm in ein gehäkeltes Säckchen gehüllt, mit Pumphosen und Wadenbinden angetan? Es hält einen Spazierstockspickel in der Hand, und seine großen, dunklen Kirschenaugen blitzen: Ich will auch!

Es ist die zehnjährige Ida Liechti, das tapfere Töchterchen des Betriebsdirektors der Jungfraubahn, das jetzt mit einer geführten Partie aufbricht. Nach geraumer Zeit folge ich mit Fritz Steuri und Peter Jähnli durch die klare Kühle der letzten Tagesstunden nach; wie wir den Gletscher verlassen und die Felssrippe hinanzusteigen beginnen, klettert die junge Gletschermaid schon hoch über uns und jaucht fröhlich herab. Immer noch leuchtet auf der andern Talseite das Schreckhorn; aber mehr und mehr umgeben uns die Schatten der Nacht, aus der wir nach einer Stunde in die fast bis aufs letzte Plätzchen angefüllte, erstickend heiße Berglöhütte eintreten.

Der Weg hieher hat diesmal keinen so starken Eindruck auf mich gemacht; ich habe ihn nur als bereits bekanntes Präludium zu neuen, größeren Erlebnissen genossen. Noch immer kommen vereinzelte Touristen, darunter zwei mit vielen Seilen, von Grindelwald her-



auf; man sieht den meisten an, während sie sich an den belagerten Tisch zum Essen setzen, daß sie einen schweren Tag hinter sich haben. Wie es ans Schlafen geht, da reicht der Raum nach vielen Hin- und Herreden gerade aus; jeder beschränkt sich möglichst, der Hüttenwart löst das Licht, und alles wird ruhig.

Draußen aber beginnt die Natur mit sich selbst zu sprechen. Ich höre im Halbschlummer ein seltsames Windschnauben, das immer rascher, immer heftiger wiederkehrt: es ist, als würde die weite Gletschervelt von einem Alp bedrückt und stöhne nach Luft und Licht ringend auf. Wie wir nach Mitternacht hinausschauen, bemerken wir am Eiger vorbei und überm Schreckhorn beständiges Wetterleuchten; aber trotz dieser weitern Anzeichen einer bedrohlichen Aufgeregtheit des Himmels rüstet männlich zum Aufbruch, und auch wir ziehen los, nachdem ich wie gewöhnlich mein Gesicht zum Schutz gegen den Gletscherbrand eingeruht habe.

Das stürmische Wetter kommt mir sehr ungelegen. Ich beabsichtigte, das große Fiescherhorn nach der Finsteraarhornhütte zu traverstern, um tags darauf das Finsteraarhorn zu besteigen; bei diesem Wind, der uns fast umwirft, ist jedoch nicht daran zu denken, und mit gemischten Gefühlen klettere ich das letzte Stück des Felsgrates hinauf, an dem die Hütte steht. Schon den Aufstieg zum untern Mönchjoch über die Schnehänge müssen wir uns förmlich erkämpfen, so sehr wütet die aufgeregte Luft von der Höhe herab.

Zwei führerlose deutsche Touristen, die vorausgegangen sind, kehren wieder zurück. „Sobald der Wind aufhört, gibt's Regen,“ ruft uns der eine im Vorbeigehen zu; „es hat keinen Zweck weiterzusteigen!“ Aber wir lassen uns von ihrer Verzagtheit nicht anstecken und stampfen trozig fürbaß; das Fieber, das die Welt zu durchrasen scheint, geht einem selber ins Blut über.

Unmittelbar unter dem Joch wird das unsichtbare Toben in der Atmosphäre fast unerträglich. Wir stehen mit eingerammten Pickeln vorgebeugt da, als ob wir mit den Köpfen eine Mauer einzurennen hätten, und besprechen uns: wenn wir heute überhaupt eine Gipfelbesteigung wagen, so kann es nur die Jungfrau sein, obwohl ich keine große Lust dazu habe. Über der Uralschweiz liegt ein unaufhörlich in lautlosen Flammen zuckender Wolkenherd von wilber Schwärze; was sollen wir uns in Gefahr begeben, wo ich doch Wochenlang besseres Wetter abwarten kann?

Unterdessen sind die andern Partien nachgerückt; sie wollen zum Teil nur ins Wallis hinunterwandern, zum Teil um jeden Preis die Jungfrau besteigen. Auch Klein-Ida schreitet mit jenem schönen kindlichen Mut,

dem die Gefahr noch halb unbewußt ist, tapfer in ihrer Kolonne. Also vorwärts: was andere wagen, wagen wir auch!

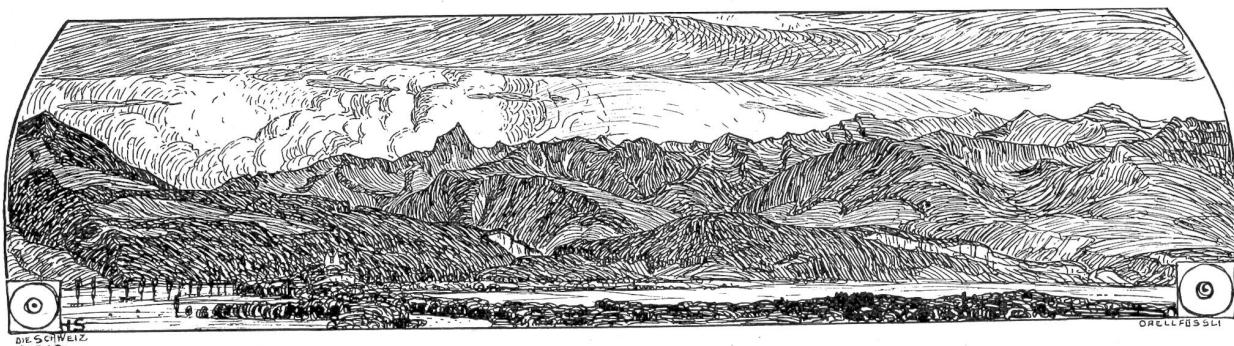
Im Tosen des Sturmes wird in kurzen Abständen das Mönchjoch überschritten; vorsichtig geht's über den jenseitigen Bergschrund hinab, und bald wandern wir alle quer durch die oberste Wanne des Ewigen Schneefeldes. Es ist derselbe Weg wie vor einer Woche, da wir den Mönch bestiegen; aber wie anders wirkt er heute auf die Seele! Keine ahnungsvollen Nebelschleier lagern auf den Gipfeln: Wolkensezen flattern wild durch die flackernde Luft.

Da brüllt und schnaubt gegen das obere Mönchjoch hin der eisige Orkan einfach entsetzlich. Schon habe ich das Wort „Umkehren!“ ausgesprochen, schon haben die Führer geantwortet: „Wir sind natürlich bereit!“ — es handelt sich nur um einen Schritt mehr oder weniger von Steuri. Er will wenigstens vollends auf die flache Jochhöhe hinaufstampfen, und daß er bei aller Bereitwilligkeit zum Rückzuge noch diese eine Minute lang weiterdringt, ist entscheidend: vom Sattel aus, rechts den Mönch, links den Trugberg, schaue ich jenseits einer weiten Firnmulde die Jungfrau, eine dunkel ragende, scharf abgerissene Pyramide mit verwegen sich aufschwingendem Giskamm, von Sternen umglärt!

Auch Klein-Ida, die ins Hintertreffen geriet, langt wieder bei uns an; in eine warme Decke eingewickelt, zeigt sie nicht die mindeste Lust zum Umkehren, sondern schaut nur immer begierig um sich. Über den Zacken des Trugbergs schwiebt die silberne Halbscheibe des Mondes, vor der in rasender Eile Wolken vorbeihuschen; sie scheint ganzkörperlos, nur Licht reinster Strahlung zu sein, so durchsichtig ist der bewegte Aether. Mich will es dünnen, als liege eine biblische Stimmung in der erhabenen Gletscherlandschaft; die Erwartung und Aufregung von etwas Großem regt und jaucht durch die Lust, und trotz dem klaren Sternenhimmel ist die Jungfrau spitze vor uns beständig von einem wunderbaren Blitzen und Leuchten umzuckt.

Wie sind nun auf einmal alle Lebenskräfte geweckt! Über den harten Schnee schreiten wir rasch im Wehen des Sturmes abwärts, abwärts in den einsamen Firnkessel; seit der Wind zeitweilig aus, so fühle ich heiße Glut in beide Wangen schießen und frohe Wärme den Körper durchfluten. Mit stolzem Gefühl hängt mein Auge an der Jungfrau, die sich immer überwältigender in den bleichen Himmel reckt; ich bin durchdrungen von dem Bewußtsein: daß da oben ist kein Berg wie ein anderer, nein, ein Geheimnis umgibt ihn!

Eine Partie ist uns weit voraus und klimmt mit



ihrer zitternden Vaterne rasch gegen den Rottalsattel empor. Zu tiefst im Kessel, bei einem Eishügel, rasten wir und legen die Steigeisen an; dann machen auch wir uns unter Zurücklassung unserer Rucksäcke an die eigentliche Gipfelbesteigung. Wie wir eben aufbrechen wollen, sehen wir Klein-Idas Partie vom Mönchjoch her nachkommen: wir jauchzen und erhalten Antwort durch den über bleichen Schneefeldern hellenden Tag — Jungfrau, die Pilger zu deinem heiligen Hause sind unterwegs!

Der Aufstieg zum Rottalsattel ist sehr steil. Der herabhängende Gletscher zeigt sich mehrfach von Schründen zerstört; anfänglich sind sie noch gut überbrückt, sodass man leicht vom untern auf den obern Rand der Klüft klettern kann, nach und nach aber werden die Risse breiter: es öffnen sich zur Seite unter der oben vorquellenden Firnmasse wunderbare Eisgrotten, von armsdicken Kristallzapfen durchhängen. Über die oberste, bereits von der Sonne beschienene Spalte kommen wir gerade noch hinüber, um dann etwa zwanzig Meter weit einem ganz schmalen Eisbändchen entlang zu schleichen, zur Linken eine phantastische Eisorgel, zur Rechten den Schlund.

Nach dieser nicht alltäglichen Passage wird der Rottalsattel betreten und schnaubt uns wieder der wütende Westwind an. Unter seiner eisigen Musik traversieren wir zu den Hängen des Firnkamms hinüber, mit Blicken seine Distanz bis zum Gipfel messend; hoch oben strebt die uns vorangegangene Partie ihrem Ziele zu, und bald klimmen auch wir an dem steilen Kamm. Gelegentlich tritt das Eis zu Tage, in dem bereits Stufen geschlagen sind; doch halten wir uns meistens an die Felskante gegen die dunkeln Rottalabstürze, in denen geradezu grauenhafte Eiszapfengebilde glänzen.

Dieser letzte Teil der Besteigung ist länger und mühsamer, als ich mir gedacht habe. Ungefähr im zweiten Drittel kommen uns unsere Vorgänger entgegen, bereits wieder im Abstieg begriffen; von unten gesehen scheinen sie sich ganz an den Firnkamm zurückzulegen, so groß ist die Steilheit. Jetzt weichen sie uns aus, ein junger Mann mit zwei Führern: wir stehen alle einen Augenblick still und schreien ein paar Worte in den Wind.

Weiter! Das Steigen wird mir nicht leicht, aber der Sturm treibt vorwärts; die Jungfrau ist eine harte und kalte Gebieterin! Endlich betreten wir den obersten, schwächer geneigten Felsgrat und schreiten über ihn unschwerig der verschneiten Spitze zu, auf der wir etwas vor sieben Uhr anlangen.

Wir sehen uns hin. Wir sind 4166 Meter hoch, doch merke ich von einem erhabenden Gefühl wenig.

Und daß wir von der Hütte nur die sehr kurze Zeit von $4\frac{1}{4}$ Stunden gebraucht haben, soll ich mich darüber besonders freuen? Mir ist, als sei ich durch und durch ausgebläst; ich begreife nicht recht, warum ich mich eigentlich in diesem entsetzlichen Sturme, bei einer mit dem Thermometer gemessenen Kälte von -5°C ., auf dieser Höhe befindet.

Ich versuche, die Aussicht zu genießen. Aber in die Ferne ist sie von Wolken verdeckt, in die Nähe von Nebeln verdüstert; nach Norden liegt die Erde so tief, dass man sie kaum mehr findet, alles in einem farblosen Grau. Die nur wenig über den Horizont gestiegene Sonne hat noch keine rechte Leuchtkraft; vielleicht ist auch mein Blick trüb.

Wir essen ein paar Sardinen mit Brot und trinken einen Schluck Cognac; das Dasein ist jämmerlich. Man kann es nicht lange aushalten auf dieser gräßlich kalten Hochwarte, über die der Wind wie ein säuberndes Messer hinwegfegt. Wir fühlen uns ganz stumpf und freudlos, und nach kaum einer Viertelstunde treten wir den Rückzug an.

Auf halbem Wege zum Rottalsattel begegnet uns in den Eisstufen des Kammes Klein-Ida mit ihrer Partie. Ich begrüße sie mit einem Hurrah und frage, ob sie wirklich noch bis auf die Spitze wolle; sie atmet rasch und stößt ein mutiges „Ja!“ hervor. Fest steht sie da in der Kapuze, ihre großen Augen leuchten, und ich sage mir im Weiterschreiten, dass ich selten ein so tapferes Mädchen gesehen habe; mir ist, als hätte dieses Kind mir neuen Mut gegeben.

Ohne Zwischenfall gelangen wir wieder in den Rottalsattel und treten nach seiner Überquerung aus dem Sturm heraus. Beim weiteren Abstieg lassen wir uns Zeit; ich will die Eiswunder dieses spaltendurchsetzten Hängegletschers in Ruhe anstaunen können: Klüft um Klüft um Klüft, Terrasse um Terrasse wird mit vorsichtig gespanntem Seil überwunden. Wir dürfen noch eine aus dem Wallis herauskommende Partie, zwei Touristen mit zwei Führern, als letzte Gäste der Jungfrau begrüßen; dann gleiten und springen wir vollends zu unsern Säcken hinunter.

Hier halten wir große Rast, während die Wolken immer grauer und schwerer werden und sich träge auf Gipfel und Grate legen. Wir beschließen, nach der Konordiahütte zu wandern, und nachdem Peter, der vorausgeht, einmal mit einem Bein durch eine tüchtige Schneibrücke durchgebrochen ist, steigen wir in alten Spuren ohne weitere Erlebnisse über eine zerrissene Eiskuppe auf den Jungfraufirn hinab. Wie in feierlicher Prozession wallt der flache, weiße Strom zwischen den



im Nebel sich verlierenden Hängen des Trugberges und des Kranzberges durch ein stundenweites, totes Hochtal ins Reich des Aletschgletschers hinaus.

Auf einmal sagt Inäbnit zu Steuri: „Siehst du dort den Rucksack?“ Ich gewahre in einiger Entfernung auf dem mattleuchtenden Schnee etwas Dunkles und denke, es sei ein Felsen, der allerdings die Form eines Rucksackes habe; aber es ist in der Tat ein Rucksack, und die Führer erinnern sich, wie auf Station Eismeer davon gesprochen wurde, Engländer hätten einen zurückgelassenen Sack im Nebel nicht mehr gefunden! Wir sind alle aufs höchste erfreut über die Beute, an der uns verschiedene Konservenbüchsen am besten gefallen, und nehmen sie mit dem Vorsatz ins Schlepptau, den Sack mit seinem nicht ebbaren Inhalt später auf der Station Eismeer für den Eigentümer zu deponieren.

Inzwischen hat erst seines Schneegriesel, dann Sprühregen eingesetzt, und fernes Donnern tönt aus den Wolken. Inäbnit hält auf einmal die Pickelspitze ans Ohr, ich mache es ihm nach und vernehme ein leichtes Knistern ausstömender Elektrizität; das beweist, daß wir uns in der Gewitterzone befinden, wenn auch nur an ihrer Peripherie. Im Wallis drunter bricht noch immer die Sonne durch und erhellt das Gewöl.

Das Gehen in dem nassen Firn ist sehr ermüdend. Einen im blaugrünen Eisbett dahinschiezenden Bach überschreiten wir, ehe er zu groß wird, und gewinnen zur Linken den höher gelegenen, völlig ausaperten Teil des Gletschers, auf dem wir rascher vorwärtskommen. Endlich, nach mehreren Stunden Wanderns nähern wir uns gegen Mittag dem Konkordiafelsen.

Kaum sind wir in der schirmenden Hütte, so bricht unter Blitz und Donner ein Unwetter los, das den ganzen Nachmittag anhält.

* * *

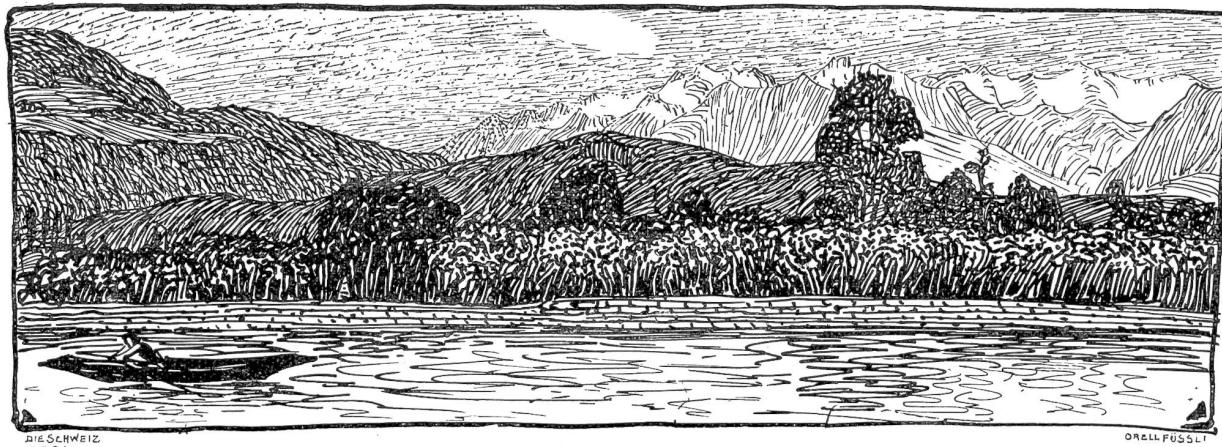
Am Morgen des 31. Juli 1907 herrscht eine einzige Verwunderung. Gestern mittag sind wir gerade noch vor Ausbruch eines Höhngewitters unter das gastliche Dach der Konkordiahütte gelangt, den ganzen Nachmittag hat der Schneesturm die trüben Scheiben gepeitscht und uns des Abends mit unverminderter Wucht das Schlummerlied gesungen — und nun, wie wir um

3½ Uhr früh vor die Hütte treten, liegt die reine weiße Hochgebirgswelt mattheuchtend unter einem sauber gewaschenen blässen Morgenhimml, in jener Größe und Stille, die die dunklen Wunder der Nacht noch zu träumen, die schönen des Tages schon zu erwarten scheint.

Der unverhoffte Witterungsumschlag erfüllt uns mit frischem Mut. Zwar trauen wir der unendlichen Prachtentfaltung (die mich, als könnte sie wie ein Zauber entschwinden, stets aufs neue vor die Türe lockt) nicht recht; es ist schwer abzusehen, wie lange diese Herrlichkeit dauern wird und ob nicht die Sonne bis zum Mittag abermals ein Gewitter zusammenzieht. Dennoch beeilen wir uns mit dem Frühstück und stehen schon nach kurzer Zeit reisefertig vor der Hütte, von der winddurchwehten, immer leuchtender sich offenbarenden Morgen Schönheit des rings sich öffnenden Gletscherreichs mit jedem Blick tiefer entzückt; doch bleibt der Rückzug nach Station Eismeer beschlossene Sache, nur wollen wir versuchen, unterwegs das Große Fiescherhorn zu bezwingen und so wenigstens die zweite Hälfte unseres ursprünglichen Programms durchzuführen.

Ein Herr mit einem Führer, der auch in der Hütte übernachtete und direkt über das Mönchjoch die Jungfraubahn erreichen will, schließt sich uns an: mit meinen beiden Führern Fritz Steuri und Peter Inäbnit sind wir also im ganzen fünf Mann. Wir steigen erst auf dem zuletzt in regelrechte Kletterei ausartenden, sehr der Verbesserung bedürftigen Grünhornpfad den Konkordiafelsen hinunter; dann, nach Durchquerung des schmalen, von der Grünhornlücke herabkommenden Gletschers mit seinen Moränenzügen, ist unsere Karavane flott. Im langsamem, regelmäßigen Bergschritt geht es am Seil das Spaltengewirre des Gletscherbruchs bis zur Höhe des Ewigen Schneefeldes empor, während der Morgen immer prangender wird und in die grünliche Horizontfärbung erste goldene Lichtstrahlen einströmen.

Der beständige kühle Wind erhält einen trotz allen Steigens frisch; wortlos oder doch nur in sehr beschränkter Unterhaltung gelangen wir auf Eis und zuletzt hartem Firnschnee immer höher. An der Jungfrau drüber, wie an den benachbarten Gipfeln, die hier nicht mehr selbständige Größe haben, sondern alle nur als Zacken in der erhabenen Hochgebirgskrone der Erde erscheinen,



„schlägt der Tag an“: wir sehen, wie zu unserer Linken unter dem wasserhellen Himmel die Schneekuppen mit plötzlichen Strahlenschüssen in rostigen Brand gesteckt werden und wie rechts, hoch oben am dunklen Fieschergrat, die glühenden Lichtbündel aus immer neuen Breschen hervorblitzen und über unsere Köpfe hinwegzielen; in lautlosen Sprüngen ist in der Höhe die himmlische Artillerie aufgefahrene und überschüttet und überflutet den weiten Firnkessel immer mehr mit ihrem Knospentrot, zu jubelnd weißer Augenfreude aufblühenden Glanze! Während dieses Schauspiels über uns und um uns schreiten wir, noch für lange in der Gletscherniederung und im Schatten, als dunkle, schwerbepackte Eindringlinge auf dem bläulichen Firn vorwärts, aufwärts; ich betrachte heimlich den Marsch meiner Begleiter, und das Außerordentliche kommt mir, als schaute ich es in einem Bilde, zum Bewußtsein: da wandern wir durch eine Welt, die stundenweit unbekümmert in ihrem eigenen Glanze lebt und davon verschwenderisch in unsere Seelen gießt, die aber in ihrem Erwachen bereits allerlei Kräfte entfesselt, von denen wir nicht wissen, ob sie uns nicht furchtbar werden können...

Der fremde Herr mit seinem Führer verabschiedet sich; wir reichen uns alle die Hände und wünschen uns gegenseitig gutes Gelingen unserer Fahrt. Bald sind, die unsere Gefährten waren, auf der unendlichen Fläche des Ewigen Schneefeldes nur noch wie zwei schwarze Zwerge sichtbar, und die Entfernung wird rasch größer; denn wir steigen beträchtlich nach rechts an, wo von der scharfen Felsgrat-Spitze des Großen Fiescherhorns in mächtigen Terrassen und Wellen ein gewaltig sich verbreitender Gletscher herniederschlift. Endlich sind die langsam Verschwindenden von der weißen Wüste unter uns spurlos verschluckt, und die Tatsache, wie rasch hier alles, was sich kennt, außer Rüst- und auch außer Schweiße gerät, weckt in einem fast brutal das Gefühl des eigenen Nichts: mir ist, als vernähmen wir, da wir so allein an die Besteigung des über viertausend Meter hohen Gipfels gehen, deutlicher als zuvor die unbarmherzige Sprache des Firnenreichs; die erst angenehm kühle Morgenluft hat nicht nur nicht nachgelassen, sondern dermaßen zugenommen, daß sie zu einem heftigen kalten Wind geworden ist, der den Gletscher fegt und in dem Maße, als er einen erstarrt, die Umgebung lebendig macht — der in der Nacht gefallene, hartkörnige

Neuschnee faust uns mit leise singendem Silbergeräusch über den Firn entgegen, auf dem er handbreit wie ein feiner Duft in beständiger Bewegung schwiebt, bei jedem Schritt unsere Füße und die durch Binden geschützten Beine umstäubend!

Das Steigen wird bald einmal mühselig. Sehnüchsig schauen wir aus unserm frostigen Schatten zu den Firnhäuptern hinüber, die sich immer tiefer im weißen heißen Sonnenglanz baden, während der Himmel längst seine bleiche Morgenfarbe in ein sattes Tagesblau verwandelt hat, in dem nur wenige leichte Nebel herumirren. Wir haben die Hüte festgebunden und die warmen Handschuhe angezogen, und mit vom Schneestaub erfaßten Gesichtern, die Bärte von langen Eiszapfen behangen, stampfen wir wie Nordpolsfahrer unentwegt aufwärts.

Aber immer mehr verlangsamten sich unsere Schritte: ich spüre, wie das Feuer der innern Kraft auszubrennen anfängt, wie die Gedanken müde werden und wie einen die übermächtige Natur unüberstehlich in ihren Bann zieht. Mechanisch überkriechen wir auf Schneibrücken die immer neu sich entgegenstellenden, nach links und rechts verlaufenden riesigen Gletscherspalten; wie ein feiner Spinnfaden schlägt sich zwischen uns dunkeln Punkten das Seil nach aufwärts über die Risse. Wir wühlen uns oft förmlich durch den wie Treibsand uns umwirbelnden Schnee empor, und nicht selten macht uns der schnaubende Wind die nötige Verständigung schwer.

Je weniger wir unsere eigene menschliche Sprache verstehen, um so mehr öffnet sich einem ein inneres Gehör für die seltsamen Laute der Natur; man sieht sich plötzlich durch das Walten der Elemente auf die Stufe des naiven Menschen zurückversetzt. Das unaufhörliche Singen des fliegenden Schnees wird zum Wimmern der im Eise eingefrorenen verdamten Seelen, die wärmebegierig ins Firnbecken hinunterhuschen, um sich ein Weilchen zu sonnen; einmal an die Grenzen der eigenen Existenz geführt, ist man merkwürdig willig, andere Existenzen anzunehmen, und die Predigt des eisigen Windes ist so eindringlich, daß man in dem beginnenden Traumzustand der Ermatzung allen Ausgebüten der Phantasie kurzerhand beistimmt. Wer selber friert, glaubt an die Kälte und an die Sehnsucht nach der Wärme: längst schauen wir nach dem sonnigen Dreieck gerade unter der Gipfelpyramide des Fiescherhorns aus —

endlich, nach harter Wanderung über immer höher gewellte Firnfelder, treten wir in seinen Lichtbezirk!

Hier können, hier müssen wir Rast machen. Aber die Sonne blendet nur, wärmt nicht, und vergebens strecken wir unsre mit einer Eiskruste überzogenen Schuhe in ihre Strahlen; auch faust der Wind mit unverminderter und jetzt, bei unsrer Bewegungslosigkeit, um so empfindlicherer Gewalt. Die Speisen sind gefroren und werden schon auf dem kurzen Wege vom Rück sack zum Munde von dem feinen Flugschnee eisig bezuckert; der rote Wein ist ungenießbar kalt, und fast gefrieren uns die Lippen am Becherrand an; einzig der Tee in Steuris gefüllter Feldflasche hat noch eine Spur von Wärme zurück behalten.

Trotz unserem Hunger können wir so kaum etwas hinunterwürgen, und bei aller Müdigkeit dürfen wir uns nicht hinlegen. Die Führer, die mit den erstarrten Füßen aufstampfen und die steifen Hände zusammenschlagen, frieren noch mehr als ich, der ich auf meinem tief in den Firn eingestochenen Pickel sitze und eben mit dem Thermometer — 7° C. messe. Das wäre an und für sich keine große Kälte, aber sie wird durch den immer stürmischeren Wind geradezu mörderisch, und schlitternd schauen wir das selige Bild der im weitesten Umkreis von der Sonne beglänzten Firnenwelt.

Sie scheint unsre Frostmarter verlassen zu wollen und ist doch wieder das Einzige, was unsre Blicke gefangen nimmt und unsre Gedanken von den Leiden des Körpers ablenkt. Königlich steigt hinter einem vorgelagerten, in jähnen Eishängen zum Alletschfirn abfallenden Grat das Alletschhorn in den Himmel: auf abgeschlossener, einsamer Höhe breitet es seinen hermelinweißen Firmmantel in Selbstgenügsamkeit und innerm Überfluß. Es ist, als ob dort oben die Schönheit wohnte, die unsre düstere Erde verlärt, als ob dort irdische Wünsche in durchleuchteter Erfüllung zur Ruhe kommen müßten.

Aber die Welt ist je länger desto weniger eine bloße Erscheinung. Mit Donnerstimme brüllt uns der Sturm das Kommandowort zum Aufbrechen zu, und während die Bise über Jungfrau, Mönch und Eiger herein immer größere Nebelballen in den Himmel emportreibt, beginnt für uns neben dem Kampf mit der wütenden Luft der Kampf mit dem eisstarrenden Berge. Unter traversterendem Stufenschlagen in einen steilen Firnhang wird der felsige Südwestgrat gewonnen, der nach der andern Seite in grauenhaft vergletscherte, schaurig vom Wind durchheulte Felsgründe abstürzt, und auf ihm dringen wir in unschwieriger Klettern, aber beständig von dem grimmig links anstürmenden Wind bedroht, Schritt für Schritt empor.

Sch habe mich in meinen Shawl eingehüllt; immer wieder reißt mir der Sturm ein Ende los oder weht mir einen Zipfel des um die Ohren gebundenen Seidenfoulards in die Augen, sodaß mir ist, als müsse ich mich des Waltens neidischer Kobolde erwehren. Der rasende Wind peitscht einen geradezu den Berg hinauf; trifft ein neuer Stoß während eines Schrittes, so wird man erbärt an das harte Gestein geworfen, und man mag zusehen, wo man sich festhält. Es ist ein Klettern, ebenso anstrengend als unsicher.

Da stehen wir heftig atmend auf einem horizontalen

Schuhband und müssen uns etwas Ruhe gönnen, wenn bei dem Gestöhni der vom Sturme gespielten Riesenharfe des Felsgrates von Ruhe gesprochen werden kann. In der entfesselten Lust fliegen nicht mehr nur Schneeförner, sondern auch kleine Steine herum, und während wir in Nischen geduckt uns kurz erholen, habe ich die Empfindung, als ob wir in das Gebrüll einer rasenden Geisterschlacht geraten wären. Das ist ein Gesause und Geknatter, das einem auch das lauteste Wort vom Munde wegreißt und einen um so mehr in eine seltsame Aufregung versetzt, als man von dem entsetzlichen Lärm die unheimlich hilflose Rolle eines Stummen aufgezwungen bekommt.

Steuri will zur Vermeidung weiteren Stufenhackens den senkrechten Gratabsatz, an dem wir gerastet haben, nach links, also auf der Sturmseite umgehen. Unmittelbar über den finstergähnenden, vereisten Felsstöbeln schiebt er sich einem schmalen Gesimse entlang und klettert alsdann so jäh in die Höhe, daß ich ihn, wie ich folge, nicht mehr sehe; da Inäbnit hinter der Felsdecke zurückgeblieben ist, von wo er das Seil gespannt hält, so stehe ich allein auf dem Gesimse, auf der eisigkalten Schattenseite des vom Nordsturm umjauchzten Berges, und im Nu bin ich so erstarrt, daß die nach Griffen tastenden Finger fühllos und kraftlos am rauhen Gestein abgleiten. Aber auch Steuri gerät auf ungangbare Felsen und gibt selbst das Zeichen zum Rückzug, den ich kriechend über das schmale Gesimse antrete, worauf er wieder vorsichtig um die Ecke nachgeturnt kommt.

Nach diesem verunglückten Versuch, den Kamm schon jetzt zu gewinnen, bleibt nur noch das steile Couloir zur Rechten. Steuri klimmt stufenhackend in Seillänge voraus, und ich und Inäbnit folgen dicht aufgeschlossen, überschüttet von den losgepickten Schnee- und Eisbrocken; so jäh schwingt sich der Berg in die Höhe, daß ich einmal beim Schritt in die nächst höhere Suise Inäbnit mit dem Schuhabsatz an die Stirne stoße, glücklicherweise ohne ihn zu verleihen. Auch hier bläst und pfeift der Wind, und das von oben herab uns umsprühende Schneegeriesel spürt namentlich das Gesicht recht empfindlich; aber wir sind jetzt doch von der allmählich Kraft gewinnenden Sonne beschienen, und wie wir endlich die stürmische Grathöhe erobern haben, lassen wir uns nicht mehr vertreiben, sondern klettern beharrlich über die wild aufeinandergetürmten Blöcke höher und immer höher — bis wir den von drei Seiten aus dünnen, scharfen Schnee- und Felsgräten aufstrebenden, leichtbeschneiten Gipfel vor uns erblicken, der wie ein hoher, schlanker Stuhl ins Reich der Wolken emporragt.

Ins Reich der Wolken! Das trifft heute wirklich zu. Kaum haben wir den königlichen Sitz, der einem Adler gerade Raum zum Horsten böte, mit einem matten Siegesgefühl eingenommen und finden nach der strengen Kletterei wieder Zeit zur Umschau, so gilt unsre Verwunderung dem Wetter mit seinen seltsamen himmlischen Vorgängen. „Einen solchen Tag habe ich noch nie erlebt!“ meint Inäbnit; in der Tat hat der Rückenschlag des Nordwindes, der auf den gestrigen Föhnvorstoß mit größter Heftigkeit einsetzte, ein ganz merkwürdiges atmosphärisches Bild hervorgebracht.

Zu unsren Häupten gießt durch einen enzianblauen Himmel die nunmehr dem Zenit nahe Sonne Ströme



Alphütten im Frühling.
Nach dem Temperabild von Jakob Wyss, Bosingen,
in Zürcher Privatbesitz.

silbernen Lichtes herab, und wo wir in tiefe Täler schauen können — über den Fiescherfirn nach Grindelwald hinab und dem Aletschgletscher entlang ins Wallis — leuchten goldige, erdwarme Farben herauf; nur in einer Höhe von 4000—4500 Metern rollen, soweit das Auge einen Horizont zu erreichen vermag, weiße, weichflaumige, von unerhörlicher Formkraft besetzte Biswölfe mächtig geballt über die Erde hin. Durch einen glücklichen Zufall bleibt unsere rings aus Gletscherkesseln aufsteigende Spize nebelfrei, und so genießen wir nach allen Seiten den prachtvollen Anblick, wie unter Sturmgejauchze die himmlischen Heerscharen nach Süden ziehen. Das ganze, unermessliche Reich der Luft ist in Bewegung geraten, als wollte es die bei allem Glanze doch schwerfällige irdische Herrlichkeit verspotten, und wo auf den hohen Firnhäuptern nicht, wie gerade auf den leuchtenden Schultern des Aletschhorns, eines der Wolkenschiffe sich zur Rast niedergelassen hat, schauen sie fast verwundert in den zartduftigen, zu einem wundersamen Frühling verjüngten Aether auf.

Mit allen Abzeichen des Herrschers, von weichsten Nebeln an den Flanken umschmiegt und doch wieder respektvoll gemieden, thront im Herzen der Gletschervelt unsfern die grausam-dästere Majestät des Finsteraarhorns: nur der kühn sich aufschwingende Gipfelgrat ist sichtbar und grüßt mit stummer Gebärde über das Dunstgewoge hinweg die Versammlung der königlichen Brüder. Dagegen treiben die Nebel ein unaufhörliches Neckspiel um die braunen Felsen des Schreckhorns, dem sie Hauben aufsetzen und Kränze umwerfen, wobei sie doch keinen Augenblick mit der Verummierung zufrieden sind; aus der Tiefe steigen immer neue Luftsegler und drängen sich in den himmlischen Steigen um Gipfel und Gräte, dessen Musik wir unaufhörlich im Singen des Windes vernehmen. Jungfrau, Mönch und Eiger sind verbüllt: zwischen ihren Kronen bricht aus dem blauflauen Norden unerschöpflich die Wolkenwanderung in das von ihnen behütete Gletscherreich ein, hoch an dem geleisteten Widerstand sich auftürmend und unter lichtem Himmel weiß hereinrollend in den Spiegelglanz der Firne.

Es ist eine heroische Festtagsstimmung in der wind-durchjubelten Natur, die einen wie in einem Bann gefangen hält; während wir wohl das Sitzen und Speise und Trank zum Mund führen, sind wir nur Auge und Schauen. Der gewaltige Atem des Himmels fegt alles Erdische aus der Seele, und das seltene Glück wird einem zuteil, daß man, in reine wunschlose Betrachtung aufgelöst, selbstvergessen über der farbigen, ewig wechselnden Welt der Erscheinung schwiebt. Da ist der Schlag des Herzens der einzige Zeitmesser, und das Herz kennt nur die Gegenwart.

Ich kann es fast nicht glauben, wie Steuri sagt, wir weisen bereits eine Stunde auf dem Gipfel und müssen an den Abstieg denken. Es ist eine Empfindung ähnlich dem Erwachen aus einem Traum: wir nehmen wieder die Pickel zur Hand, bringen das verwirrte Seil in Ordnung und besprechen die Wahl des Rückweges. Der ursprünglich geplanten Begehung der scharfen Nordwest-Firnschneide wird nach kurzer Beratung wegen des unvermindert starken Windes, der uns leicht in den Abgrund wehen könnte, die entgegengesetzte Route über den felsigen Südostgrat vorgezogen.

Peter geht voran. Der Kamm, anfänglich scharf zerrissen und verschneit, besteht bald aus flachen Platten; stellenweise tut man gut, sich hinzusehen und langsam abwärts zu rutschen; dann wieder heißt es, in senkrechte Scharten hinunter- und jenseits hinaufklimmen. Schließlich werden wir auf die Ostflanke des Grates hinausgedrängt, mit ihren steil angeschmiegten Firnhängen, die in das zwischen Groß-Fiescher- und Klein-Fiescherhorn eingebettete Gletscherplateau abfallen.

Es ist ein seltsames Traversieren. Unter uns in dem flachen Kessel verfangen sich die Winde, die wir hier oben wenig mehr spüren, und wirbeln den Schnee zu geisterbleich sich hin- und herstossenden Spukgestalten auf. Die weiße Ebene scheint lebendig geworden zu sein; die Firntöchter breiten ihre Arme aus und schwingen ihre Schleier empor, um uns, die wir am obersten Rand der Nampe eben in Stufen um ein paar vorstehende Felsecken herumtasten, beim Ausgleiten aufzufangen. „Da würde man wenigstens weich fallen!“ meint Inäbnit, unter dem Ellenbogen durch einen Blick die jähre, aber sanft auslaufende Schneewand hinabwesend.

Wenige Minuten nachher stehen wir in der tiefsten Einkerbung des zum Hinter-Fiescherhorn weiterführenden Grates, im Fiescher Sattel. Hunderte von Metern stürzt auf der andern Seite ein Firncouloir zu den flacheren Gletscher-Terrassen hinab, über die wir in der Frühe herausgestiegen kamen. Hier hinunter müssen wir, und wenn auch der Schnee nicht sehr stark vereist ist, so erfordert doch die Steilheit des Hangs ein beständiges Stufenschlagen.

Inäbnit steigt voraus ab, den Pickel schwingend; in voller Seildistanz folge ich. Wir bewegen uns beide immer gleichzeitig um einen Schritt abwärts, solange, bis das hinter mir zu dem verankerten Steuri hinauflaufende Seilende ebenfalls gespannt ist; sodann verankere ich mich, und Steuri klimmt bis dicht zu mir herab, wo er meinen Platz einnimmt und uns beide während unseres gemeinsamen weitern Abstieges wieder hält. So haften wir lange an dem steilen Hang, mit den Füßen in ungleichen Stufen, halb gebückt, halb verdreht, die rückwärts eingeschlagene Axt umklammernd, was zuletzt fast unerträgliche Muskelschmerzen verursacht; aber wir müssen eben ausharren wie aufgespießte Fliegen, bis wir den dreihundert Meter hohen Firnhang abgestiegen sind und den gut maskierten Bergschrund übersprungen haben.

Dann aber ein Rasten, ein Sichausstrecken auf dem Schnee! Peter stopft sein Pfeifchen neu; er und Steuri strecken die Köpfe zusammen, und bald passen blaumweiße Wölkchen in die heiße Sonnenluft. Wir sitzen lange Zeit vergnügt wie Kinder da und schauen den riesigen Nebeln zu, die immer noch wie himmlische Ungetüme den reinen Aether durchsegeln.

Als dann steigen wir weiter über den in riesigen Wellen niederstürzenden Gletscher ab; manche große Spalte wird überwunden, einige Male brechen wir auch in verdeckte Löcher ein, und zuletzt nötigt uns ein Eissturz, nach links auszubiegen, wo unsere Spuren vom Morgen führen und bereits bis zur Unkenntlichkeit verweht sind. Diese Ausweichung bedeutet, da wir dem Mönchjoch zufeuern wollen, einen großen Umweg, der zudem durch

ein sehr tüchtiges verschneites Spaltengewirre führt; oft verrät nur eine unscheinbare schwarze Öffnung im Firn, klein wie ein Kindermäulchen, daß hier ein verborgener Schrund anfängt, den Rachen aufzureißen. Aber Steuri geht mit größter Vorsicht zu Werke, beständig mit dem Pickel sondierend, und so gelangen wir unversehrt auf das Ewige Schneefeld hinunter.

Die Wolken fangen an, sich auf den Gräten festzusezen. Während wir, nunmehr ohne Seil, das lange, flache Firntal hinaufschreiten, vom knatternden, unsere Schritte hemmenden Nordsturm umbraust, wird das Wetter vor uns immer schlechter; daß der Neuschnee jetzt noch, am Nachmittag, trägt, ist nur dem kalten Winde zuzuschreiben, der uns so das Gehen erschwert und zugleich erleichtert. Gegen das Wallis hinunter bleibt der Himmel über den Wanderwolken klar, und lichte Sonne liegt auf der breit herabfließenden, wild zerrissenen Gleisgerherrlichkeit des Fiescherhorns zu unserer Rechten.

Oft schaut Steuri zurück, um aus der hinterlassenen, auf das eingenebelte Mönchjoch orientierten Spur die weitere Richtung zu erraten. Wohl an die zwei Stunden marschieren wir tüchtig drauflos über den Schneeboden, der sich unendlich vor uns dehnt und nur in seiner obersten Schicht unter unsern Tritten leicht einbricht. Am Bergschrund des Joches legen wir das Seil wieder um, klimmen in Eisstufen den steilen Hang hinauf und überschreiten die Höhe.

Drüben überrascht uns die ungeheure Menge des gefallenen Neuschnees. Aus der Wolkenbildung und dem gesamten Witterungscharakter ersehen wir, daß auf der Berner Seite der Tag kein guter war; jetzt erst, da es gegen Abend geht, scheinen die Nebel etwas zu zerreißen. Sie schwimmen grau und träge um die Berg-

gipfel und streifen uns fast die Köpfe, wie wir zur Berghütte hinabwaten.

Hüttenwart Brawand braut uns einen Kaffee; dann geht's wieder weiter, den Felsgrat hinunter. Die Kletterei wird durch den massenhaft aufliegenden Neuschnee nicht nur erschwert, sondern geradezu ungemütlich; gleichwohl begegnen uns bei der großen Leiter zwei im Aufstieg begriffene, sehr zahlreiche Partien mit Damen. Zum Gaudium meiner Führer schauen sie mit fast erschrocktem Staunen mein schwarz berußtes Gesicht, als ob so etwas in all dem weißen Schnee eine unerhörte Naturerscheinung wäre.

Durch das langsam sich klärende Volkengewühl des Abends, das oft von stechenden Sonnenstrahlen durchblitzt wird, folgen wir der bereits wieder getretenen Spur mühsam durchs Labyrinth zur Wand des Eiger hinüber. Wir schicken Zauchzer zu den Felsgalerien der Station Eismeer hinauf, erhalten aber keine Antwort; wie wir oben anlangen, wird uns gesagt, daß das Personal wegen des schlechten Wetters beinahe schon mit dem letzten Fahrplanzug hinuntergefahren wäre. Dann hätte kein Dienstzug mehr stattgefunden, wie wir gerechnet hatten, und wir wären ausgesperrt gewesen.

Nun fahren wir alle in fröhlicher Gesellschaft hinunter. Die Bazarkäckchen singen „s' Breneli ab em Guggisberg“ und andere schöne Lieder, und unten auf Station Eigergletscher steht Klein-Zda am Bahnhof und meldet sich wohlbehalten von der Jungfrau zurück. Das kleine Mädchen lebt in der Erinnerung an seine erhabene Schwester im ewigen Eise immer noch in einem gelinden Gleischerräuschen; es freut sich kindlich seiner Großtat und weiß nicht, was mit ihr anfangen: es fühlt, wie allerseits Bewunderung auf ihm ruht, und schämst sich ihrer fast — kurz, es gebärdet sich ganz lieblich!

Frau Rat Goethe und Lavater.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Zum hundertsten Todestag von Goethes Mutter: 13. September 1908.

Mit zwei Bildnissen und dem Faksimile eines Briefes*).

Das Jahr 1773 war für die literarische Welt ein Ereignis: als ob man bei all dem latenten Grimm gegen die erbärmliche Philisterei und Verkratzung des Lebens auf eine erlösende Tat gewartet hätte, so war die dramatisierte „Geschichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eisernen Hand“, die Explosion einer fernhaften, unverbogenen und mit allerlei Bündstoff geladenen Jünglingsseele, in die Gemüter gefahren. Der Verfasser brauchte nur die Maske der Anonymität zu lüften, und er war das erklärte Haupt aller stürmenden und drängenden Gefühlsverwandten, war das Gespräch und der Begehr aller Welt.

Mehr noch vielleicht als heute war Zürich damals der schnell auftönende Resonanzboden großer literarischer Begebenheiten. Wie hätte da der Mann, der schon damals über seinen physiognomischen Fragmenten grübelte, schon damals auf der Lauer saß nach Ausnahmemenschen und außerdem von einer so leicht in Feuer zu setzenden Seele war — wie hätte der glaubenstarke Prediger an der Waisenhauskirche, der trockige Ankläger des ungerechten Landvogts Grebel über diesen neuen Ton nicht in Ekstase geraten sollen? Hinzu kam dann ja noch, daß der Verfasser des „Götz“ durch zwei kleine theologische Traktäthen

die schnell lebendige Sympathie des Zürcher Pfarrers gewonnen hatte. Und so konnte es nicht fehlen, daß schon das folgende Jahr 1774 den Propheten und den Dichter, den Gottesmann Johann Caspar Lavater und das Weltkind Johann Wolfgang Goethe persönlich zusammenbrachte.

Die Szene — es war keine gespielte — ging vor sich in Goethes Elternhause. Der junge Dichter hatte den gesetztern Pfarrherrn „lieber Bruder“ genannt, dieser sich „mit Bittern“ auf das erste persönliche Begegnen gefreut. An einem Tag des Juni im Jahre 1774 standen die beiden sich Auge in Auge gegenüber. „Bist's?“! — „Ich bin's!“ „Unaussprechlicher, süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens...“ Solchermaßen war, nach Lavaters eigenen Tagebuchaufzeichnungen, das Entzücken dieser sensiblen Menschen am gegenseitigen Besitz; die Erwartungen hielten und drüben waren weit übertroffen. Und eine jener schönen und in der Welt des literarischen Schaffens so seltenen Freundschaften hub an, da Geben und Nehmen, stilles Schauen und lautsprechendes Verehren zum lebhaften Bedürfnis des Herzens wird...

Es war eine der so sehr liebenswerten Eigenschaften der Mutter Goethes, die ausgewählten Freunde des großen Sohnes zugleich auch zu den ihrigen zu machen. „Außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück, noch viele Söhne und Töchter zu haben,“ konnte sie bereits im Jahre

*). Das Original des Briefes der Frau Rat Goethe an Lavater ist Eigentum der Stadtbibliothek Zürich, mit deren gütiger Erlaubnis die Herstellung unseres Faksimile erfolgt ist.